

Holger Thurm

Porträt eines Holländers

Roman



*»Mensch, geh nur in dich selbst! Denn nach dem Stein der Weisen
Darf man nicht allererst in fremde Lande reisen.«*

Angelus Silesius, Das große Buch der Mystiker

I

Amsterdam (Gegenwart).

Das Haus in der Amsterdamer Keizersgracht barg ein Geheimnis, das es fast vier Jahrhunderte geschafft hatte, unentdeckt zu bleiben. An diesem sonnigen Septembervormittag sollte es gelüftet werden. Der Hammer des Bauarbeiters prallte unablässig gegen die Wandvertäfelung im Kaminzimmer des baufälligen Palais. Splitternd gab das morsche Holz nach. So legte der Mann Schlag um Schlag die Wand frei, die sich seit Jahrhunderten dahinter verborgen hatte. Er dachte nicht groß nach über diese Tätigkeit, die ihm sein Vorarbeiter aufgetragen hatte. Und doch brachte sie ihn und damit die Öffentlichkeit mit jedem Schlag dem Geheimnis näher.

Einst war das Palais mit seiner Backsteinfassade und seinem reich verzierten Eingangsportal der ganze Stolz einer jüdischen Amsterdamer Kaufmannsfamilie gewesen. Sie hatte es im 18. Jahrhundert als Wohnsitz bauen lassen. Die Jahreszahl 1756 prangte noch immer eingemeißelt über dem Türstock. Doch seit dem Zweiten Weltkrieg war das Haus schwer vernachlässigt worden. Die Fassade bröckelte. Der Putz hatte Risse. Das Treppengeländer war verrostet.

Zweimal musste das Geheimnis des Hauses vor heranrückenden Feinden versteckt werden: 1806, als die Truppen Napoleons Amsterdam besetzten, und 1940, als die Deutschen einmarschierten. Die jüdische Bankiersfamilie wurde erst enteignet, dann verhaftet und schließlich nach Westerbork deportiert. Ihre Spur verliert sich im Osten Polens, im Vernichtungslager Sobibor. Und da nun niemand mehr übrig war, der darum wissen konnte, lag das Geheimnis des Hauses vergessen und verborgen wie in einer der Zeit entrückten Parallelwelt.

Nach dem Krieg konnten amerikanische Erben ausfindig gemacht werden, die das Haus allerdings nie bewohnten, geschweige denn pflegten. Immer wieder hatten Kraaker, Amsterdamer Hausbesetzer, das leer stehende Palais besetzt und in den Salons und Stuben gewohnt. Das Haus verkam auch im Inneren mehr und mehr. Schließlich erwarb die Stadt das Palais und begann mit der Sanierung. Das einstige Schmuckstück in der Keizersgracht sollte wieder eines werden. So wurde das Palais im Sommer schließlich endgültig geräumt. Nachfolgend zogen die Bautrupps vor das Gelände, errichteten Gerüste vor der graffitibesprühten Fassade und ihren eingeschlagenen Fensterscheiben. Sie stemmten den Putz von den Wänden und entfernten die alten Fensterrahmen. Sie entkernten das Innere, rissen die rostigen Rohre heraus und mit ihnen gleich auch die marode Verkabelung. Sie schliffen die schimmeligen Tapeten ab, brachen die

Bodendielen auf und zertrümmerten Sanitäreinrichtungen, Kacheln und Fliesen. Der Schutt der Jahrhunderte fiel durch die Schläuche herab in Container auf dem Gehweg und wirbelte staubige Wolken in die Amsterdamer Sommerluft.

Das holzgetäfelte Kaminzimmer im ersten Stock war einmal der Salon der Familie gewesen. Über sechs Generationen hinweg hatte die Familie die kalten Abende vor dem Kaminfeuer verbracht. Das jeweilige Oberhaupt des Hauses durfte hier so manches einträgliche Geschäft bei einem Glas Portwein abgeschlossen haben. Kinder mochten hier im Schein des neunarmigen Leuchters am Chanukka-Fest ihre Geschenke ausgepackt und gleich mit ihnen gespielt haben. Doch von den vielen Erlebnissen und Erinnerungen, vom Gelächter und vom Streit, von den geflüsterten Liebesworten, den elterlichen Ermahnungen an die Kinder und vom Klingen der Portweingläser war nicht mehr übrig geblieben als ein Häuflein Asche im Kamin.

Als der Hammer sich einmal im Holz verkeilte und der Bauarbeiter Schwierigkeiten hatte, ihn aus der Täfelung zu ziehen, da erblickte er im Lichtstrahl, der durch das frisch geschlagene Loch drang, ein großes, flaches Paket. Es bestand aus schmutzigen Stoffdecken, die mit Seil umwickelt worden waren. Neugierig schlug der Bauarbeiter weiter. Nach etwa zehn Minuten hatte er es soweit freigelegt, dass er es greifen konnte. Zu seiner Überraschung jedoch war das Paket so schwer, dass er es nicht alleine herausziehen konnte. Er rief zwei Bauarbeiter im Nachbarraum zu Hilfe. Drei Mann waren notwendig, das Paket aus seinem Versteck zu zerren. Der Vorarbeiter wurde hinzugerufen. Und als schließlich sechs weitere Bauarbeiter das Paket umringten und bestaunten, entschied der Vorarbeiter, es zu öffnen.

Mit einem Schnitt seines Teppichmessers löste er einige der Schnüre und schlug die Stoffdecke zurück. Was die Bauarbeiter an jenem Vormittag als Erstes erblickten, war ein verschnörkelter barocker Bilderrahmen, der golden glänzte und ein Gemälde umfasste, das bald als Sensationsfund gehandelt werden sollte. Noch wussten die Bauarbeiter nicht um die Tragweite ihrer Entdeckung. Doch war ihnen klar, dass sie nun die Bauleitung informieren mussten und etwas früher Pause machen konnten.

*

Rotterdam.

Willem Voss saß in einem Konferenzraum im Hochhaus der Veendam-Gruppe zusammen mit knapp zwanzig Männern und Frauen an einem langen Tisch. Ein großes Panoramafenster gab den Blick auf die Werft- und Hafenanlagen Rotterdams frei. Willem bemerkte zwar die schöne Aussicht vom obersten Stockwerk der Veendam-Zentrale, doch genoss er sie nicht. Vielmehr

gaben ihm die mächtigen Bau- und Trockendocks, die Ladekräne des Hafens sowie die Aber-tausenden von bunten Frachtcontainern aus aller Welt, die sich auf dem Gelände stapelten, ei-nen Eindruck von der Dimension des Geschäfts, das die Damen und Herren in ihren Kostümen und dunklen Anzügen an diesem Tag abzuschließen gedachten. Sie alle an diesem Tisch gehör-ten einer Elite an, die im Wirtschaftsleben tonangebend war: Investoren, Anwälte, Banker und Topmanager. Sie saßen beieinander und besprachen nichts weniger als die Zukunft einer der größten Reedereien und Werftbetriebe Europas.

Willem las wieder und wieder in den Unterlagen, die er selbst zusammengestellt hatte, überflog Organigramme und Kennzahlen. Zur Veendam-Gruppe gehörte die Reederei mit über sechshundert Schiffen, zwei Werften in Rotterdam und eine in Singapur. Hinzu kamen Handelsniederlassungen in über einhundert Ländern der Erde, vorrangig in Asien, Nord- und Südamerika. Die Aktiengesellschaft hatte rund vierzigtausend Mitarbeiter und verzeichnete Umsätze von über dreißig Milliarden Euro jährlich. Die Veendam-Gruppe war eine Aktiengesellschaft, doch waren nur knapp dreißig Prozent der Aktien in Streubesitz, weitere zwanzig Prozent in der Hand von Investoren und satte fünfzig Prozent plus eine Aktie in der Hand der Gründerfamilie Veendam, die das Unternehmen seit dem 18. Jahrhundert führte. Ihr jüngster Spross war Marcus Veendam, der den Vorsitz des Aufsichtsrates führte.

Am Konferenztisch saßen Mitglieder des Vorstandes, Topmanager und Juristen der Veendam-Gruppe, einige Finanzexperten niederländischer und französischer Banken, adrett anzusehende Vertreter einer großen Amsterdamer Anwaltskanzlei und Investoren, die bei Veendam einzu-steigen gedachten. Unglücklicherweise hatte sich die Führung des Veendam-Konzerns in einer Weise verspekuliert, wie sie in der Geschichte des Traditionsunternehmens einmalig gewesen war. In der Absicht, den größten europäischen Konkurrenten, eine dänische Reederei, zu über-nehmen, hatte sich Veendam hoffnungslos verschuldet. Ein Umstand, der im Falle der Über-nahme rasch vergessen gewesen wäre. Doch machte die Banken- und Finanzkrise den Herren Reedern einen Strich durch die Rechnung. Die Übernahme der Dänen scheiterte. Die Schulden blieben. Dieser Entwicklung wollte ein großer Investor nicht länger tatenlos zusehen und be-schloss, Kasse zu machen. Dies wiederum weckte das Interesse von Willems Arbeitgeber, einer Private-Equity-Firma namens Tribary Invest Europe. Der Ableger der New Yorker Tribary In-vest hatte seinen Firmensitz in Amsterdam. Und als deren Vertreter saßen nun Willem und sein Chef Gerard Bols mit am Tisch.

»Unsere Wirtschaftsprüfer werden etwa drei Monate brauchen, aber wir denken an ein Über-nahmeangebot für dreißig Prozent an Veendam, zehn Prozent mehr als Ihr bisheriger Investor an Anteilen innehatte«, referierte Gerard Bols. Willem betrachtete seinen Chef von der Seite.

In seinem sportlich geschnittenen Zweireiher machte der Mittvierziger mal wieder eine gute Figur, wenngleich seine etwas große Nase, die Tränensäcke unter den blassen Augen und sein schütteres Haupthaar den Gesamteindruck etwas trübten. Er war wohl das, was man wohlmeinend einen Charakterkopf nannte, dachte Willem. Gerard war von jener Hässlichkeit, die um ihrer selbst nicht wusste, und gleichzeitig mit einem Selbstbewusstsein ausgestattet, das gerade gegenüber Frauen mit Vehemenz zum Tragen kam.

Wie anders war dagegen er selbst, Willem Voss. Er war ein hübscher blonder Mann von fünf- unddreißig Jahren, durchaus eitel, aber weniger darauf bedacht, sich in Szene zu setzen. Er besaß schmale Wangen, eine gerade Nase und, wie ihm Frauen des Öfteren versichert hatten, sinnlich geschwungene Lippen. Seine wasserklaren, blauen Augen unter den ausgeprägten Brauen, sein markantes Kinn und sein kräftiger Bartwuchs verliehen ihm eine kühne Männlichkeit, derer er sich hie und da mit einem gezielten Blick in den Spiegel vergewisserte. Er besaß, das wusste er, eine Ausstrahlung, die binnen Sekunden zu überzeugen vermochte und keines übertrieben zur Schau getragenen Selbstbewusstseins bedurfte.

Er war von einer gewinnenden, zupackenden Art, zurückhaltend in der Rede, aber keineswegs schüchtern, besaß ein charmantes Lächeln und war sich der Wirkung seiner Grübchen, wenn er lachte, durchaus bewusst. Er war die Nummer zwei bei Tribary, gleich nach Gerard, und vermochte diese Rolle glaubhaft auszufüllen. Er schwieg und überließ Gerard das Reden. Denn eines hatte er bereits gelernt: Im Windschatten des Vordermannes radelte es sich leichter.

»Ein solcher Anteil bedeutet allerdings, dass die Veendam-Familie etwa zehn Prozent abgeben und die Mehrheit am eigenen Unternehmen verlieren würde«, wandte ein Vorstandsmitglied ein. »Sie hingegen erwerben eine Sperrminorität.«

Gerard Bols, der sich gerne hilflos gab, wenn man ihm Berechnung unterstellte, vermittelte auch nun den Eindruck, als läge ein gewisses Fatum über dem Konzern, dem er sich wie alle anderen beugen müsste. »Das ist der Preis, befürchte ich. Ich muss das Investment begründen. Und ohne eine machtvolle Mitsprache können wir so hohe Summen, wie sie für die Aufrechterhaltung Ihrer Liquidität notwendig scheinen, nicht gegenüber unserem Mutterhaus vertreten. Aber wir verstehen uns als strategischer Investor, der das Tagesgeschäft gerne jenen überlässt, die davon etwas verstehen. Erwarten Sie von uns Rat und Hilfe, aber keine Besserwisserei.«

Willem nickte innerlich, denn es waren seine Worte, die er Gerard zuvor aufgeschrieben hatte. So konzentriert er auch dessen Rede folgte, konnte ihm dennoch die kleine Kamera in einer Ecke des Raumes knapp unterhalb der Decke nicht entgehen, die langsam in seine Richtung schwenkte. Lautlos drehte sich das Objektiv, bis es genau auf Willem zu ruhen schien. Doch schenkte er diesem Umstand schon nach wenigen Sekunden keine Beachtung mehr.

»Nach Abschluss der Buchprüfungen machen wir Ihnen ein Angebot«, fuhr Gerard fort. »Dieses wird sich angesichts Ihres Entgegenkommens sicher leicht über dem Marktwert bewegen. Bis dahin öffnen Sie unseren Wirtschaftsprüfern Ihren Datenraum. Wir werden gemeinsam mit Ihren Juristen und unserer Kanzlei einen Vertragsentwurf ausarbeiten, der für alle Seiten ein Höchstmaß an Fairness und Sicherheit gewährleistet. Closing wäre der 1. Dezember.« Gerard setzte sich. Er hatte gesprochen. Auch wenn es Willems Worte gewesen waren.

*

In einem Büro im gleichen Stockwerk saß zeitgleich inmitten wertvoller asiatischer und afrikanischer Kunstgegenstände der Aufsichtsratsvorsitzende der Veendam-Gruppe, Marcus Veendam, an seinem Schreibtisch und blickte auf einem Monitor in das Gesicht von Willem Voss, der während des gesamten Gesprächs still und stumm wie schmückendes Beiwerk neben Gerard Bols gesessen und allerhöchstens einmal einer Anwältin auf der gegenüberliegenden Tischseite ein Lächeln geschenkt hatte. Mit einer Fernsteuerung zoomte Veendam Willems Gesicht noch weiter heran und betrachtete es mit einem Ausdruck des Interesses, wie er es sonst nur für seine Kunstsammlung aufbrachte.

*

Amsterdam.

Der Raum im Keller des Amsterdamer Reichsmuseums wurde grell von Neonröhren an der Decke erleuchtet. Zwei Wachmänner standen abseits eines Werktafels, auf dem das tags zuvor entdeckte Gemälde in seinem goldenen Rahmen lag, befreit von den staubigen Decken, die es rund siebenzig Jahre vor Licht und Schmutz mehr schlecht als recht geschützt hatten. Die Restauratorin Sophie Thijssen und ihre Assistentin Marijke saßen auf Stühlen unweit der Stahltür, die den Raum hermetisch abschließen konnte, um hier lagernde Kunst vor Diebstahl zu schützen. So sehr Sophie auch die Blicke der Wachmänner zu ignorieren versuchte, so wenig konnte sie ihre innere Anspannung angesichts der bevorstehenden Begutachtung des Gemäldes verbergen. Sie besah prüfend ihr Spiegelbild in der blank polierten Stahltür. Sie war eine sportliche Frau mit langen dunkelblonden Haaren, die meist etwas wirr nach oben gesteckt waren. Einzelne Haarsträhnen fielen immer wieder in Gesicht und Nacken, so auch jetzt. Rasch versuchte Sophie ihre Frisur zu ordnen. Sie war der Typ handfeste Jeansträgerin mit Farbflecken auf den Oberschenkeln, die vom Herumexperimentieren mit Chemikalien oder Farbstoffen stammten.

Ihre gute Figur, die sie auch in einer befleckten Jeans machte, blieb den beiden Wachleuten offensichtlich nicht verborgen. Unentwegt starrten sie zu Sophie herüber. Ihre Assistentin Marijke war vielleicht nicht ganz so sportlich wie Sophie. Optisch passte sie eher in das Beuteschema eines Peter Paul Rubens. Marijke war aber einem Flirt grundsätzlich nicht abgeneigt, das wusste Sophie. Leider bewiesen die beiden uniformierten Männer im Raum so viel Kenntnis von weiblicher Psyche wie sie Kunstverstand besaßen.

»Wer ist denn der Typ auf dem Bild?«, fragte einer von ihnen, wohl um endlich ein Gespräch zu beginnen und die Stille im Raum zu durchbrechen. »Der sieht ja lustig aus.«

Sophie setzte das künstlichste Lächeln auf, dessen sie fähig war. »So hätten Sie auch ausgesehen, hätten Sie im 17. Jahrhundert gelebt.«

»Wow, so lange her, was?«, antwortete der Wachmann.

Das Gespräch war beendet, ehe es in Gang gekommen war. Doch lange dauerte das Schweigen im Raum nicht mehr an. Die Stahltür schwang auf. Herein traten Museumsdirektor Jan de Boer, ein hochgewachsener, hagerer Mann, sowie Adriaen Gijsbert Nisius, Professor am Lehrstuhl für Kunstgeschichte an der Universität von Amsterdam. Professor Nisius hatte keine Eile. Gemessenen Schrittes betrat er nach de Boer den Raum, trotz des warmen Sommertages im Trenchcoat, unter dem ein dunkler Nadelstreifenanzug sichtbar wurde. Der Krawattenknoten war akkurat gebunden. Sophie und Marijke erhoben sich von ihren Plätzen. Nisius nahm seinen Hut ab und drückte ihn einem der Wachmänner kommentarlos in die Hand.

Er näherte sich dem Gemälde, während er seinen Mantel öffnete, zog ein Brillenetui hervor und nahm eine Lesebrille heraus, die er gegen seine altmodische Hornbrille eintauschte. Seine Erscheinung erinnerte Sophie jedes Mal, wenn sie ihn sah, an jenen Professor Siletsky aus dem Ernst-Lubitsch-Film »Sein oder Nichtsein« von 1942, der als Doppelagent die polnischen Untergrundkämpfer an die Nazis zu verraten drohte.

Nisius trat an den Rand des Werktafels und beugte sich über das Gemälde. Museumsdirektor de Boer trat seitlich neben ihn und betrachtete mal das Fundstück, mal das Gesicht des Professors. Auch de Boer schien angespannt zu sein. Nisius dagegen blieb zunächst ohne Regung, schnaufte ein paar Mal und fuhr sich mit der Hand prüfend über den Kinnbart. Dann griff er nach einer Lupe, die seitlich des Rahmens auf dem Tisch lag. In langsamen Bahnen fuhr sein Blick durch das Glas das Gemälde von oben bis unten ab.

»Da gibt es für mich gar keinen Zweifel«, durchbrach er plötzlich das Schweigen.

Sophie und Marijke warfen sich vielsagende Blicke zu und lächelten. Nisius verharrte mit der Lupe in einer Ecke des Porträts über drei Buchstaben.

»B L T – Baltens. Ein verschollener Baltens.«

Ein Frohlocken huschte über das Gesicht von Museumsdirektor de Boer.

Nisius tauschte in aller Ruhe seine Brillen wieder aus, packte die Lesebrille ins Etui und steckte es zurück in die Innentasche seines Mantels. »Ein Meisterwerk! Wirklich ein Meisterwerk!«

*

Aus einem Konferenzraum im Amsterdamer Firmengebäude von Tribary Invest Europe quoll wenige Tage später eine Vielzahl von Herren in dunklen Anzügen. Gemeinsam mit Gerard Bols hatte Willem Voss an einer Sitzung von Wirtschaftsprüfern und Anwälten teilgenommen, um erste Schritte für einen möglichen Erwerb von Anteilen an der Veendam-Reederei zu besprechen. Wie immer hatte Gerard als Leiter des Projekts einen Großteil der Redezeit für seine Ziele beansprucht und Willem die Detailspekte in der letzten halben Stunde überlassen. Gerard hielt sich mit den notwendigen Kleinigkeiten nie gerne auf, das hatte Willem schon früh in ihrer Zusammenarbeit bemerkt. Gerard sah sich als den Visionär, den Antreiber, den Takt- und Impulsgeber. Aber er brauchte Willem als denjenigen, der seine Visionen durchdachte und in umsetzbare Projekte überführte. Gerard wusste mit Sicherheit, was er an Willem hatte. Er gerierte sich gerne als Mentor und Förderer. Er hatte Willem wiederholt die Partnerschaft im Unternehmen in Aussicht gestellt, aber auf eine Weise, wie man einem Esel eine Karotte vor die Nase hielt, damit er weitertrabte.

Willem hatte dieses Prinzip verstanden. Er war gewillt, Partner bei Tribary Invest zu werden und dafür noch ein bis zwei große Projekte abzuwickeln. Mit Mitte dreißig sah er den natürlichen Zeitpunkt gekommen, ganz oben mitzumischen und das große Geld zu verdienen. Nicht dass Willem wenig verdiente, im Gegenteil: Er besaß eine Eigentumswohnung in Amsterdam, fuhr einen Jaguar, hatte ein Boot am Nieuwe Meer im Südwesten der Stadt und ein Strandhaus an der Nordsee. Willem verdankte Gerard bereits viel, aber eigentlich war er der Vater von Gerards Erfolgen. Mit zunehmender Ungeduld erwartete er seine Belohnung.

Die Besprechung hatte länger gedauert als erwartet, fast zwei Stunden länger. Willem war in Eile. Die meisten seiner Termine, auch die abendlichen, waren geschäftlicher Natur. Doch ausgerechnet heute hatte er einen privaten Termin, zu dem er gerne pünktlich erschienen wäre und der sich auch partout nicht aufschieben ließ. Doch Gerard schien einen Riecher dafür zu haben und durchkreuzte seine Pläne. »Willem, wir müssen noch kurz mit den New Yorkern telefonieren. Bobbie wollte ein Update nach dem Meeting.«

Willem blickte besorgt auf das Display seines Handys und sah nach der Uhrzeit. »Ich kann von unterwegs eine Mail schreiben, aber ich muss jetzt dringend los. Anouk ...«

»Ein Telefonat geht doch viel schneller als eine Mail. Dort ist es gleich vierzehn Uhr, das passt hervorragend. Und überhaupt, willst du einen halben Tag freimachen oder was?« Gerard lachte über seinen Scherz.

»Um acht ist Premiere im Theater Carré. Anouk spielt mit. Ich hab ihr versprochen, wenigstens einmal bei einer Premiere ...«

»Ich fasse es nicht. Unser New Yorker Partner fragt extra um eine Telefonkonferenz an, um den Stand im Veendam-Projekt zu erfahren. Und du willst ins Theater? Seit wann interessierst du dich überhaupt für so etwas?« Gerard zog Willem in sein Büro, der sich nur halbherzig wehrte.

*

Es war zwanzig Minuten nach acht, als Willem gehetzt die Treppen zum Zuschauersaal im Theater Carré hochspurtete. Er rannte einen Gang entlang und sah abwechselnd auf seine Eintrittskarte und auf die Beschilderung über den Türen zum Zuschauerraum. Ein Theaterangestellter sprang von seinem Stuhl im Gang auf. Als Willem eine Tür öffnen wollte, stellte er sich ihm in den Weg. »Sie können da jetzt nicht rein. Das Stück läuft bereits.«

Willem blickte den Mann mit Verwunderung an. »Meine Freundin Anouk Cramer spielt da mit. Sie ist die Ophelia.«

Der Saaldiener ließ sich davon nicht beeindrucken. »Dennoch müssen Sie bis zum Ende des ersten Aktes warten. Ich kann Sie nicht während der laufenden Vorstellung hineinlassen.«

Willem blickte genervt hin und her. Der Saaldiener sah ihn mit stoischer Gelassenheit an.

»Hören Sie«, erwiderte Willem schließlich, griff in seine Jackettasche und holte ein Portemonnaie hervor, »das muss sich doch regeln lassen.« Er machte Anstalten, dem Saaldiener einen Fünfzigeuroschein zuzustecken. Doch der Mann machte eine abwehrende Geste.

»Nein, das geht nicht. Sie müssen sich gedulden!«

*

Auf der Bühne gelobte Shakespeares Hamlet, der Prinz von Dänemark, dass er das Andenken seines ihm erschienenen toten Vaters, des Königs, stets hochhalten werde: »Ja, du armer Geist, solange Gedächtnis haust – in dem zerstörten Ball hier. Dein gedenken?«

Anouk Cramer, die Darstellerin der Ophelia, blickte enttäuscht vom Bühnenrand aus auf die Szene. Vergeblich hatte sie zuvor ihren Freund Willem im Publikum gesucht. Dabei hatte er

versprochen, dieses Mal pünktlich zu sein. Sogar einen der vorderen Plätze hatte sie ihm reservieren lassen. Doch der Platz blieb verwaist.

Auf der Bühne lief Hamlet auf und ab und setzte seinen Schwur fort: »Von der Tafel der Erinnerung will ich wegwischen alle tönernen Geschichten, aus Büchern alle Sprüche, alle Bilder, die Spuren des Vergang'nen ...«

*

Vor der Saaltür lief unterdessen Willem auf und ab und hörte dumpf die Stimme des Prinzen. Er verstand durch die geschlossenen Türen kein einziges Wort. Vermutlich hätte er auch nicht viel mitbekommen, hätte er im Publikum gesessen. Theater war seine Sache nicht. Es war ihm schon bei den wenigen Vorstellungen, die er in seiner Kindheit erlebt hatte, schwergefallen, auf diesen Klappsesseln wach zu bleiben. So einschläfernd wirkte Theater auf ihn, dass er selbst im tristen Foyer in Bewegung bleiben musste, wollte er nicht auf einem der Stühle im Gang einnicken. Inständig hoffte er, Anouk würde den leeren Platz in Reihe vier nicht bemerken, wenn sie auftrat.

*

Noch war Ophelia nicht auf der Bühne erschienen. Noch zweifelte Horatio die Erzählung seines Freundes Hamlet an, dass sich der Geist des toten Königs am helllichten Tage zeigen würde: »Bei Sonnenlicht, dies ist erstaunlich fremd.«

Anouk sah von ihrem Standort seitlich der Bühne aus, wie Hamlet die Arme ausbreitete.

»So heiß als einen Fremden es willkommen.« Der Prinz an der Grenze zwischen Schwermut und Wahnsinn setzte sich in ernste Pose und schmetterte die Worte ins Publikum: »Es gibt mehr Ding' im Himmel und auf Erden, als Eure Schulweisheit sich träumt, Horatio.«

*

Im Flur hatte sich Willem erschöpft vom Auf-und-ab-Gehen schließlich doch auf einen der Stühle gesetzt. Mittlerweile nahm er auch das Risiko in Kauf, einzunicken und die gesamte Vorstellung zu verschlafen. Und tatsächlich, schon nach wenigen Minuten stellten sich die ersten wirren Gedankengänge ein, die ihn in die Welt des Unbewussten herübertragen wollten.

Doch kaum hatte sich sein Kinn erstmals auf die Brust gesenkt, tippte ihn der Saaldiener an. Willem schreckte hoch.

Der Mann legte die Finger auf die Lippen. »Jetzt können Sie. Aber seien Sie leise, es ist noch keine Pause.« Der Mann öffnete die Tür einen Spalt und Willem schlüpfte hindurch.

*

Ophelias trauriger Blick war nicht sonderlich gespielt, denn Anouk musste sich nicht künstlich in einen Zustand der Melancholie versetzen. Mittlerweile sah sie Willem zwar in Reihe vier sitzen, doch vermochte sie dieser Umstand nicht darüber hinwegzutrusten, dass Willem es nicht einmal zu ihrem Bühnendebüt im Theater Carré geschafft hatte, pünktlich zu erscheinen. Nun saß er da mit gelangweiltem Blick und verfolgte ihr Bühnenspiel.

»Fräulein, soll ich in Eurem Schoße liegen?« Der Hamlet-Darsteller warf sich gekonnt zu Anouks Füßen. Anouk, schlank, feingliedrig und mit hellblondem Haar, sah auf ihn herab. Willem hatte sie ihrer Zartheit wegen oft geneckt und sie mit jenen ätherischen Schönheiten verglichen, die als Prinzessinnen oder geknechtete Stieftöchter in tschechischen Märchenverfilmungen aufgetreten waren. Manchmal hasste sie ihre Aura unwirklicher Schönheit und vergänglicher Noblesse. Doch in der Rolle der Ophelia, eines liebenden, doch unterdrückten Wesens inmitten eines degenerierten Hofstaats, kam ihr dieses Erscheinungsbild sehr zugute.

Mit dem gepflegten Ausdruck eines blaublütigen Ennui antwortete Anouk alias Ophelia: »Nein, mein Prinz.«

Aus dem Augenwinkel sah sie, wie Willem ein herzhaftes Gähnen unterdrückte und auf die Uhr sah.

»Ich meine, den Kopf auf Euren Schoß gelehnt«, präzisierte Hamlet sein Anliegen.

»Ja, mein Prinz.« Ophelia blickte in die Ferne über die Köpfe des Publikums hinweg. Sie stellte sich dabei vor, dass am Horizont ein Vogel einsam seine Kreise zöge und allemal bedeutsamer wäre als ein dänischer Thronfolger zu ihren Füßen.

»Ein schöner Gedanke, zwischen den Beinen eines Mädchens zu liegen«, schmeichelte der Prinz.

Anouk sah zu Willem hinüber. Dieser verzog das Gesicht zu einem gequälten Lächeln.

*

Anouks Stöckelschuhe hallten auf dem Betonboden der Hochgarage, in der Willem sein Auto geparkt hatte. Sie lief mit erfrorener Miene voran.

Willem schlurfte genervt und mit den Händen in den Manteltaschen hinter ihr her. »Ich habe gesagt, es hat mir gefallen.«

Anouk lief erbarmungslos weiter. »Ach ja? Ab dem zweiten Akt vielleicht.«

»Anouk, es tut mir leid. Gerard wollte noch mit New York telefonieren, und das Meeting hatte Stunden gedauert. Ich kam da einfach nicht weg.«

»Gerard, New York, das Meeting – alles wichtiger als die Premiere der eigenen Freundin.«

»Ich glaube nicht, dass du das verstehst«, stichelte Willem zurück. »Wir steigen bei einem Unternehmen mit Zigtausenden von Mitarbeitern ein, es geht um Hunderte von Millionen Euro. Logisch, dass da ein paar Abende länger werden.«

»Ein paar Abende! Wie viele meiner Premieren hast du besucht? Ich sag's dir, bevor du nachdenken musst: keine einzige!«

»Veendam baut Schiffe, schafft Abertausende von Arbeitsplätzen, setzt Milliardenbeträge um, transportiert mit seiner riesigen Flotte Waren über alle Weltmeere. Das ist die Wirklichkeit! Nicht irgendwelche Geister und durchgeknallte Prinzen!«

Anouk blieb stehen und trat – nicht sehr damenhaft, wie Willem fand – mit dem Fuß auf. Fast wäre ihr ein Pfennigabsatz abgebrochen.

»Das ist Shakespeare! Das ist Theaterkunst! Menschen brauchen Theater! Geistige Nahrung! Etwas, was ihrem Leben Sinn und Halt gibt – wie die Kunst. Aber davon hast du ja keine Ahnung!«

Willem drückte auf den Autoschlüssel. Der Jaguar blinkte kurz und entriegelte die Türen. »Wie soll das bitte Menschen Halt geben? Tote, die wiederkehren! Wahnsinnige, die morden! Das ist doch Schwachsinn! Und dieser Hamlet, wie der dich angräbt! Ich sage nur: ›Kopf zwischen den Beinen!‹ Der meint wohl auch, im Schutze der Bühne könne er alle Register ziehen.«

»Das ist doch nur Text! Das ist Shakespeare!« Anouk stieg ein und schmiss die Beifahrertür zu.

*

Schweigend fuhren Anouk und Willem durch das nächtliche Amsterdam. Anouk blickte demonstrativ zum Seitenfenster hinaus. Willem sah zeitweise zu ihr hinüber, um sich dann kopfschüttelnd wieder dem Straßenverkehr zu widmen. »Bist du immer noch Ophelias Leiche oder schweigst du nur?«

Anouk schwieg.

»Ich meine, du bist sehr überzeugend – auch als Leiche. Ich frage mich nur, wie dich dieser Theaterkram auf Dauer am Leben erhalten soll.«

Anouk schwieg weiter. Offenbar musste Willem schwerere Geschütze auffahren, um sie zum Reden zu bringen. »Du hättest den Job in dieser Werbeagentur ...«

»Hör auf damit!«

Willem hatte es geschafft. Madame sprach wieder mit ihm. »Was fasziniert dich so am Theater? Das ist doch tote Zeit. Da kommt nichts Produktives dabei heraus. Außer vielleicht das Eintrittsgeld.«

»Du denkst immer nur in Kategorien wie produktiv und effektiv. Menschen brauchen mehr als das.« Anouk brauchte eine Weile, ehe sie fortfuhr. »Sie wollen das Leben und den Tod begreifen. Die Tragik und Komik des Daseins. Sie wollen in sich hineinhorchen. Einen Draht zur Schöpfung spüren.«

Willem verdrehte die Augen. »Und das tun sie, wenn sie Hamlet auf der Bühne sehen?«

»Shakespeare hat das vor über vierhundert Jahren aufgeschrieben. Vor vierhundert Jahren die gleichen Gefühle, die gleichen Konflikte, die gleichen Leiden, wie sie Menschen heute auch erleben. Das ist ...«, Anouk zuckte mit den Schultern, »... ewig. Shakespeare hat das in Worten verewigt. Und wir machen das Geschriebene wieder lebendig. Die Zuschauer leiden und spüren mit – auf die gleiche Weise wie vor Jahrhunderten. Das fasziniert mich!«

»In dieser Werbeagentur hättest du auch kreativ sein können. Aber du hättest wenigstens gutes Geld verdient.«

»Als ob das alles wäre! Diese verlogene Werbewelt! Glaubst du, ich will so werden wie du? Tag und Nacht Zahlen, Daten, Analysen, Ausschau halten nach Unternehmen, die ihr kaufen, aussaugen und wieder abstoßen könnt?«

»Alles Klischees! Unsere Investments ...«

»Ich weiß, ihr habt schon viele Unternehmen gerettet, blabla ... Ich kenne deinen Gerard. Wenn der Typ mir nicht gerade auf die Titten starrt, erzählt er ja nur, wie Tribary ein Unternehmen nach dem anderen rettet. Dann schaut er demonstrativ auf seine teure Uhr. Da kann einem doch nur schlecht werden! Und du bist auf dem besten Wege, genauso zu werden. Das Auto, das Boot ...«

»Ach ja«, unterbrach Willem gereizt, »aber Auto, Boot, Wohnung und Strandhaus, das nutzt du doch auch alles gern. Glaubst du, du könntest dir das alles leisten ohne mich?«

»Deswegen bin ich jedenfalls nicht bei dir. Ich weiß nicht, warum ich es überhaupt noch bin. Schau dir dein Leben doch an! Was hast du von deinem Wohlstand? Du arbeitest den ganzen

Tag, bist gehetzt, bist gereizt, verpasst die wirklich wichtigen Dinge im Leben. Wo ist da der Sinn?«

Willem gab ein verächtliches Lachen von sich. »Jetzt kommt das wieder. Das Leben hat keinen Sinn.«

Anouk schüttelte den Kopf und guckte aus dem Seitenfenster. Die Lichter Amsterdams zogen im Dunkeln an den beiden vorüber.

»Mit der Einstellung kann man sich ja gleich begraben lassen«, seufzte Anouk.

»Ich nutze mein Leben ja«, erwiderte Willem. »Ich nutze es effektiv. Ich schaffe Werte, ich Sorge vor, ich lebe gut.«

»Wann? Irgendwann! Du lebst nicht erst in Zukunft. Du lebst hier und heute. Du behandelst dein Leben wie ein Arbeitszeitkonto. Du reibst dich auf, rennst der Kohle hinterher, umgibst dich mit sinnlosem Zeug. Weil du es dir leisten kannst. Und irgendwann, wenn du dein Leben dann genießen könntest, dann weißt du gar nicht mehr, wie das geht. Dann bist du alt oder ...«, sie fuchtelte erregt mit den Händen, »... tot und hast nichts von deinem vielen Geld. Wir sollten doch alle im Jetzt und Heute leben und es genießen. Und uns damit auseinandersetzen, was Leben eigentlich heißt, woher es kommt, wohin es geht, warum wir da sind ...«

»Aber Anouk, wir sind nur ein Haufen zufällig entstandener Kohlenstoffverbindungen in einem planlosen Universum. Und wenn wir tot sind, zerfallen wir wieder. Chemie. Physik. Mehr nicht.«

Anouk seufzte schwer. »Reizende Vorstellung!«